



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Ist Frankreich katholisch? — Die Kirche und die Noblesse in der Mode. — Mme. Weis und ihre Truppe. — Die Ausweisung der Deutschen; Herr von Bornstedt und die Gesandten.

Ist Frankreich katholisch? Römisch? Gallicanisch? Jansenistisch? Voltairisch? In Deutschland glaubt man häufig das Letzte, aber in Paris steigen gewichtige Zweifel dem Beobachter auf. Die Journale, die Cafés, die Theater, der Salon, kurz Alles, was klirrt und schwirrt und auf der Außenwelt schwimmt, ist ohnstreitig antikirchlich. — Im Theater wird Tartüffe häufiger als je gegeben und fanatischer als je beklatscht. Der Constitutionel gewinnt Tausende von Abonnenten, weil er einen Jesuitenroman in seinem Feuilleton druckt, Mischelet schreibt ein Buch voll Uebertreibungen und in zwei Tagen ist die Auflage vergriffen, weil es gegen die Priester donnert. Les prêtres und wieder les prêtres hört man von allen Seiten schimpfen. Aber die Kirchen sind voller als je, die Bischöfe sprechen in einem Tone wie anno 1816, ein Handbuch des Kirchenrechts, von einem berühmten Staatsmann und Juristen, welches mehrere Jahre alt ist, wird plötzlich bei seiner vierten Auflage von zwei Bischöfen in den Bann gethan. Die Geistlichen gehen mit sicherem Schritt und stolzerem Nacken durch die Straßen. Woher dies Alles, wenn Frankreich wirklich voltairisch wäre? Würde die Hierarchie diese Kühnheit zeigen, wenn sie nicht auf Kräfte zählen könnte? Es ist mit dem französischen Glauben, wie mit der französischen Sittlichkeit. Wenn man die Romane und Dramen liest, welche seit 1830 erschienen sind; wenn man den Affisenverhandlungen beiwohnt, die tagtäglich lang und breit beschriebe werden, so müßte man denken, Frankreich sei der größten Zahl nach von Ehebrechern, Giftmischerinnen und Straßendieben bewohnt. Aber wer in das innere Familienleben dieses Frankreichs ge-

drungen, wer durch die äußere Rinde des frivolen Paris sich durchgebissen und zum Kern der Bevölkerung gelangt ist, der wird gestehen, daß das häusliche Leben dieser tüchtigen Nation eben so reich an Würdigkeit, Treue, Innigkeit und sittlicher Kraft ist, wie Deutschland. Sollte es nicht derselbe Fall mit der Religion sein? Diese Frage ist nicht so bestimmt zu beantworten, wie die Sittlichkeitsfrage.

Eins ist nicht zu läugnen: die Kirche wird wieder Mode! Dasselbe Journal des Debats, welches in seinen Vorderspalten den Bischöfen den Krieg macht, zeigt unter seinen kleinen Tagesneuigkeiten gewissenhaft an, heute wird der Abbe So und So in der Kirche da und da predigen. Die Herzogin X, die Marquise Y, die Gräfin Z u. s. w. werden dabei die Sammlung (für ein religiöses Institut oder für die Armen) machen. Man kann sicher sein, daß eine solche Reclame nicht geringere Massen in die Kirche So und So führt, als wenn man das Auftreten der Rachel und der Elster in einem neuen Stücke ankündigte. Denn wohl gemerkt, auch die Noblesse wird wieder Mode. Die Faubourg St. Germain hat nicht nur aufgehört, ein Ziel des Spottes zu werden, sie spielt vielmehr wieder eine wichtige Rolle. In allen neuern Romanen figurirt sie als ein Heiligthum mit einer Storirole umgeben, in allen Salons ist sie tonangebend. Wenn die Herzogin X und die Marquise Y in die Kirche gehn, so ist die Banquiersfrau, die Deputirtengattin nicht mehr zu Hause zu halten. Man buhlt um die Ehre, neben diesen hochbetitelten Damen gleichfalls als Lady patroness in den Listen der Journal- und der Wohlthätigkeits-Bureauz zu figuriren. Nichts kann dem Voltarianismus mehr schaden, als wenn es heißt, der Epicier hängt ihm an. Die Banquiersfrau stellt den Verfasser des Dictionaire philosophique bereits in eine Reihe mit Paul de Kock; es zeigt von schlechtem Ton, ihn gelesen zu haben. Comment Monsieur, croyez vous que je m'occupo d'une telle lecture? si, c'est marchand! Die Mode ist eine Propaganda, welche der katholischen Hierarchie oft trefflich zu Stande kam und ihr eben jetzt wieder die Bagagewagen bespannt.

Die Geschichte mit der Madame Weiß und den sechs und dreißig Wiener Tänzerinnen hat eine ernste Wendung genommen. Man hat Anfangs geglaubt, es sei bloß wegen einer Förmlichkeit des Passes, (den die Tänzerin von Wien aus bloß nach Frankfurt zu reisen erhielt), weshalb die österreichische Gesandtschaft in Brüssel und jetzt auch in Paris das weitere Visa verweigerte und die Rückreise verlangte. Jetzt hat sich die Sache aufgeklärt. Die Köchin der Madame Weiß, deren Töchterchen gleichfalls unter den 36 Balletkindern sich befand, empörte sich wegen der strengen Behandlung und unzureichenden Beköstigung ihres Kindes. Sie reiste endlich mit diesem zurück nach Wien und die dort lebenden Eltern der übrigen kleinen Tänzerinnen

wurden durch ihre Erzählung allarmirt und wendeten sich an die Regierung mit den dringendsten Klagen, daß Madame Weiß keinen Contract und kein Recht habe, ihre Kinder so weit fortzuschleppen, und daß man sie daher anhalten möge, die Mädchen wieder ihren Eltern zurückzustellen. In Brüssel schlüpfte Mad. Weiß noch durch, aber hier, wo mittlerweile neue und drängendere Reclamationen an die öster. Gesandtschaft eingelaufen waren, schrieb Graf Appony an den Minister des Innern und verlangte, daß die Pässe der Mad. Weiß nicht nach London, wie sie verlangte, sondern zurück nach Wien visirt werden. Der Minister schrieb hierauf an Graf Appony zurück, daß ihm das französische Gesetz nicht gestatte, einem Reisenden seinen beabsichtigten Weg abzuschneiden, wenn nicht entscheidende Motive zu Grunde liegen. Der österreichische Gesandte schickte hierauf dem Minister die Reclamationen der Eltern zu, worin Mad. Weiß als eine Entführerin dieser Kinder geschildert wird, da ihr dieselben blos zu einem Ausflug nach Deutschland für den Sommer, keineswegs aber auf so weite und anstrengende Reisen anvertraut wurden, die sie aller Beaufsichtigung entziehen. Der Minister hat darauf sogleich die Ausfertigung des Passes der Mad. Weiß verweigert. Zum Ueberflusse sind noch drei Väter aus Wien angelangt, mit Vollmachten versehen, ihre eigenen Kinder und mehrere andere zurückzuführen. Wie groß muß die Besorgniß dieser armen Leute sein, wenn sie diese kostspielige Reise antreten; denn die Eltern, die ihre Mädchen diesem Handwerke hingaben, sind natürlich keine Millionäre. Aus diesem Allen können Sie ersehen, daß Mad. Weiß kein politisches Märtyrthum zu bestehen hatte, wie mehrere Blätter sogleich ausschrien. Leider sind einige andere Personen, die sich jetzt wegen ihrer Ausweisung aus Frankreich in eigenhändig verfaßten Correspondenzartikeln als politische Märtyrer hinstellen, auch nicht viel heiliger als die Wiener Balletunternehmerin. Der Einzige, dem Unrecht geschehen, ist Marr, der übrigens keine Schritte gethan hat. Dagegen ist gegen die Ausweisung des Herrn von Bornstedt Nichts zu sagen, da er selbst in den Augen der radicalsten Männer sein Schicksal verdient hat. Herr von B. wird allgemein als der Verfasser jener Skandalartikel in dem *Corfaire-Satan* genannt, die unter der Ueberschrift *Courier des Ambassades* das häusliche Leben und die Privatverhältnisse sämmtlicher hiesiger deutschen Gesandten in einer Weise schilderte, die weder eine liberale noch eine sonstige Tendenz hatte, nur die: Skandal zu erregen. Oder ist vielleicht irgend einer Partei damit gedient, wenn Herr v. B. von dem wackern freisinnigen General Fleischmann (dem württembergischen Gesandten) erzählt, daß er früher Tenorist gewesen und daß er dieses oder jenes Privatabenteuer bestanden, welches mit seiner jetzigen Würde nicht in Einklang steht? Deutschland genießt hier eben keiner besondern Achtung: wem dient man damit und welche Art von Patriotis-

mus ist es, wenn man es in jeder Person und in jeder Sache un-
nöthigerweise herabzerrt. Der sächsische Gesandte hat sich Ruge's, der
würtembergische hat sich Herwegh's angenommen. Für die Auswei-
sung Bornstedt's haben sie jedoch gemeinsam sich verwendet und die
hiefige Regierung hatte auch ihren Grund dazu, da Bornstedt für die
legitimistische Sache und für die legitimistischen Journale schrieb.

II.

A u s B r e s l a u .

Entstehung des Constitutions-Mythus. — Bisherige Thätigkeit des Landtages.
— Das Ministerialrescript des Grafen von Arnim und die Veröffentlichung
desselben in der Deutschen Allgem. — Unzufriedenheit über Diepenbrock's Be-
rufung. — Die kirchlichen Bewegungen, der Staat und Anton Theiner. —
Holter's Abgang. —

Ein kleines Mißverständniß ist Schuld daran, daß wir keine Con-
stitution bekommen haben. Sie werden auch in der Weser-Zeitung
gelesen haben, daß der Schlef. Landtags-Marschall, Prinz von Hohen-
lohe-Ingelfingen, in seiner Rede an die versammelten Stände die Er-
mahnung gerichtet, sie möchten nur diesmal den König nicht mit An-
trägen bestürmen; auf diese Weise werde S. Majestät am ehesten
Concessionen geben. Das wurde natürlich in der Stadt erzählt, und
ein Zeitungsschreiber, einer von jenen Leuten, denen das Gehör stets
mit dem Herzen davon geht, verstand statt Concession — Constitution
und schreibt sein Mißverständniß nach Bremen. Die Nachricht durch-
wandert alle Zeitungen und verbreitet Freude in den Landen, nur nicht
bei den scharfhörigen Breslauern und namentlich nicht bei dem fürst-
lichen Landtags-Marschall, dessen Loyalität dadurch auf's Empfindlichste
verletzt ist. In einer der nächsten Sitzungen hält er über den Zeitungs-
Artikel Gericht und zieht ihn der Lüge. Somit stände der Staats-
wagen wieder in dem Geleise der historischen Entwicklung. — Soll
ich Ihnen über die Thätigkeit unseres Landtages wirklich etwas schrei-
ben? Zumuthen kann ich Ihnen eigentlich nicht, daß Sie die breit-
spurigen officiellen Berichte in unsern Zeitungen lesen, schon deshalb
nicht, weil der provinzielle Dorfschulzen-Styl mit Constructionen
wie: „außer ihrer Zeugnisse“ und Redewendungen wie: „zur Erleich-
terung der Schiffsknechte sind Gesindebücher in Anwendung zu brin-
gen“ Ihnen in Sachsen kaum geläufig sein wird. Hören Sie also,
was ich aus den bogenlangen Referaten bis jetzt für mich herausgelesen
habe. Durchgegangen ist in der Landtagsversammlung eine ge-
linde Bückigung der Dienstboten; durchgefallen die Schloffelsche
Petition um größere Sicherstellung der persönlichen Freiheit, der An-
trag um Erweiterung der Befugnisse der ständischen Ausschüsse —
ich dünkte, damit hätten Sie genug. Das Ministerial-Rescript des

Ministers des Innern, Grafen v. Arnim, in Bezug auf Veröffentlichung der vor den Landtag zu bringenden Petitionen reichte hin, um all die schönen Hoffnungen und Wünsche, welche sich diesmal um den Landtag gruppirt, vollends einzufargen. Das ist wieder so eine der seidenen Schnuren, welche von Zeit zu Zeit ausgeschickt werden, um die seit 1840 in Thätigkeit gekommenen Lebensadern der Presse zu unterbinden. — Es ging hier seit einigen Tagen das Gerücht, man beabsichtige das Verbot der Deutschen Allg. Btg., weil sie dies Rescript abgedruckt habe. Heute lese ich in den Zeitungen eine officielle Widerlegung, worin es heißt: „die preussischen Behörden sind nicht von der Art, daß sie das Bekanntwerden der von ihnen getroffenen Maßregeln scheuen.“ So was übersteigt doch alle Begriffe! — Die Nachricht, daß von Diepenbrock die fürstbischöfliche Würde nachträglich angenommen, wird jetzt eben so ungern hier vernommen, als die anfängliche Ablehnung. Man will nämlich wissen, daß v. Diepenbrock auf Veranlassung des erzesuitischen Domherrn Ritter die Annahme der Wahl von der Nichtanerkennung der neuen katholischen Gemeinde von Seiten der Regierung abhängig gemacht habe. Und da die neue Gemeinde unser Augapfel ist, so können Sie sich die Größe unserer Besorgnisse denken. — Man hat sehr wohl gefühlt, daß es den heutigen kirchlichen Bewegungen an einem Manne fehlt, der mit Charakterfestigkeit, Muth und Geheksamkeit zugleich ausgerüstet, die annoch disparaten Elemente zur Einheit führt, und hat den von 1826 her berühmten Anton Theiner als einen solchen bezeichnet und ihn auch durch öffentliche Ansprachen in den Kampf rufen wollen. Aber Theiner hört nicht, Theiner schläft weiter, sagen die Blätter. Mit Verlaub, ihr Herrn, Theiner hat nie geschlafen. Durch die Regierung in seinen reformatorischen Bestrebungen gehindert, trat er damals vom öffentlichen Schauplatz ab. Hundsfeld, ein Marktflöcker, eine Meile von Breslau entfernt, wurde das Asyl, welches den von seiner Zeit und seinem Volke verlassen Mann aufnahm. Hier vergrub er sich wieder in seinen Folianten und stand nur in so fern mit der Welt in Verbindung, als er hin und wieder hinaushorchte, ob seine Zeit noch nicht gekommen sei. Die jetzigen Bestrebungen innerhalb der kathol. Kirche begrüßte er mit Jubel im Herzen, aber er mochte nicht Theil nehmen, weil er nicht wußte, ob die Regierung nicht abermals Kehrt! commandiren würde. Dieses Mißtrauen gegen die weltliche Macht ist es allein, welches ihn noch schweigen heißt. Ich kann Ihnen die beste Versicherung geben, daß Theiner, sobald von oben her ausdrücklich freies Terrain gegeben wird, mit den Früchten eines fast zwanzigjährigen anhaltenden Fleißes in der Oeffentlichkeit erscheint. Die hiesige Domgeistlichkeit, wohl wissend, welche ihr feindliche Geistesmacht in dem Manne wohnt, behandelt ihn mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit, aber Theiner ist für die Schmeicheleien seiner Feinde ebenso unem-

pfänglich, als für die seiner Freunde. — Denken Sie sich einen stämmigen, wohlgenährten Landmann mit langem, schlichtem Haare und breitem Gesichte, dessen Normal-Ausdruck die Milde ist, geben Sie dieser Gestalt eine grobe, unschöne, fast zu ärmliche Dörflertracht, malen Sie sich ein kaum wohnliches Zimmer in einem alten wüsten, schloßähnlichen Pfarrgebäude mit allen Emblemen der Gelehrsamkeit aus, mit ungeheueren Folianten, staubigen Repositorien, Bücherhaufen unter dem Ofen, dem ärmlichen Lager, auf dem Sopha — versehen sie diesen Mann in diese Umgebung, so haben Sie Theiner in seinem Studirzimmer. Leiten Sie ein Gespräch mit ihm ein, so ist er anfangs bei den gewöhnlichen conventionellen Redensarten schüchtern und unbeholfen, aber hat er Sie als Geistesverwandten erkannt und kommt er auf die Hierarchie, auf Rom und den Clerus zu sprechen, so steht ein ganz anderer Mann vor Ihnen, ein Mann, der in beredter Zunge den Schatz seines Wissens vor Ihnen ausbreitet, der nicht müde wird, stundenlang zu peroriren und mit jeder Minute die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Hörers reizt. — Was ich Ihnen vor nicht langer Zeit prophezeit habe, ist eingetroffen: Hr. v. Holtei tritt, nachdem er unsere Theaterzustände gründlich confundirt hat, von seinem Dirigenten-Posten ab. Wohl ihm und wohl auch uns, Holtei lebt nur, wenn er wandert; er ist nicht er selbst, wenn etwas, was man im gewöhnlichen Leben Geschäft nennt, ihn an einen Ort fesselt. Wahrscheinlich treten die Hrn. Kiesling und Dr. Leop. Schweitzer an seine Stelle.

x.

III.

Aus Berlin.

Politische Stimmung im Februar. — Bettina und ihr Buch der Armuth. — Die Gräfin Pahn und Bettina als Aristokraten. — Gesellschaft in Berlin und die deutschen Salons. — Das Haus des Grafen Westmoleland. — Steffens und die Aristokratie der Geistreichen. — Der Blaubart und die Waise von Lucca. — Die vornehmen Tartüffes des Liberalismus. — Jesuitenliteratur; Rutenberg. — Für Herrn P. Uckermann. —

Den verfloffenen Monat wird man einen sehr merkwürdigen und eigenthümlichen in dem berlinischen Leben nennen müssen. Das Constitutions-Gerücht hatte sich so allgemein und lebhaft verbreitet, daß es an manchen Tagen schien, als hätte Berlin das Ohr an das Schlüsselloch des königlichen Rabinets gelegt. Eine so athemlose Stille war über die Stadt gebreitet. Die seltsame Spannung, die sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, war auf allen Gesichtern, in allen Reden, in allen Gesellschaften, an allen öffentlichen Orten, auf allen Straßen möchte man sagen, ausgedrückt. Es war auch fast

eine Unmöglichkeit, diese Spannung nicht zu theilen; sie lag wie eine ansteckende Krankheit in der Luft. Ich kenne Leute, die sich ihren Unglauben an die Sache, wie Cholerabinden um ihr politisches Bewußtsein gewickelt, oder die neuesten Erlassungen des Königs wie Essig in den Mund genommen hatten, um sich vor den Einwirkungen dieses Gerüchtes zu schützen; dennoch aber habe ich sie davon nicht selten in einem hohen Grade inficirt gesehen. Selbst Personen, die nicht zu den leichtgläubigen und ununterrichteten gehören, habe ich mit einer gewissen Zuversicht Mittheilungen darüber machen hören. — Einerseits, wurde gesagt, besitzt der König den löblichen Ehrgeiz, sich einen geschichtlichen Namen erwerben zu wollen. Andererseits, hieß es, sieht er sich auch in die Nothwendigkeit versetzt, Anleihen zu machen, weil der Schatz erschöpft und neue Zuschüsse ein Bedürfniß geworden. Zuletzt endlich, ward bemerklich gemacht, habe er eine so große Pietät für seinen verstorbenen Vater und eine so hingebende Verehrung für sein Volk, daß er sich nicht entbrechen könne, die gegebenen Versprechungen des Erstern dem Letztern in Erfüllung gehen zu lassen. — Dem Allen mag nun sein, wie ihm will, so steht doch fest, daß sich aus der bloßen blauen Luft so etwas nicht hat gestalten können, sondern daß gewisse, wenn auch nur leise und für jetzt unmerkliche Bewegungen in der preussischen Monarchie entstanden sein müssen. Für eine Constitution des bloßen Paris-fari, wie Bettina von Arnim sagt, ist die Aufregung doch eine zu große und allgemeine gewesen. Wenn auch eine gewisse politische Geheimthuerei und die, von mir schon früher einmal charakterisirte Politik des Schweigens mehr und mehr in Berlin gäng und gäbe geworden sind, so sind beide doch durchaus nicht geeignet, meine Annahme zu entkräften; denn beide sind gleichsam nur eine dicke Atmosphäre, welche innere politische Evolutionen aus den verschlossenen Räumen der Bureaukratie auszuströmen gezwungen haben. Sie sind der Rauch, der uns ein Feuer verräth, das zu sehen bisher uns noch verwehrt worden ist.

Aber selbst wenn man annehmen will, daß an dem ganzen Gerücht nichts Wahres, und daß der Februar in Berlin le mois des dupes gewesen ist, selbst dann ist er nicht ohne Bedeutung für unsere Zeitgeschichte. Daß Berlin an dieses Gerücht mit vollem Ernst hat glauben können, ist ein klares Zeugniß seiner Wünsche, ein Beweis seiner Hoffnung. Im Fall dieser Glaube eine Täuschung ist, so ist er eine erfreuliche zu nennen und mehr werth, als eine kleinliche Erfüllung.

Zu Denjenigen, die sich am enthusiastischsten diesem Glauben hingeeben, wird auch Bettina von Arnim gerechnet, wie man sagt: zu nicht geringem Mißfallen ihrer nächststehenden Verwandten. Seit lange soll dieselbe mit anhaltendem Fleiße an dem „Buche der Ar-

muth“ arbeiten. Ihr Eifer und ihre Liebe dafür sollen einen so hohen Grad erreicht haben, daß sie sich fast ganz ihren Freunden, allen Gesellschaften und Zirkeln entzogen, nur um statt dessen ihre Zeit und ihren Umgang den Nothleidenden und Verzweifelten zuzuwenden. Ganze Tage soll sie mit ihnen verkehren, um ihnen die Erzählungen ihrer Leiden und ihres Jammers für ihre neuesten Schriften abzulauschen. Auf diese Weise also hätten wir von ihr nächstens ein Märchenbuch des Elends, ein Evangelium der Armuth zu erwarten. — Wenn man die geniale Frau in einer solchen Art beschäftigt sieht, wird man es erklärlich finden können, wie sie eine, von einer dritten Person vermittelte Annäherung der Gräfin Ida Hahn-Hahn vor längerer Zeit von der Hand zu weisen vermocht hat. In den hiesigen Zirkeln war man nicht wenig darüber erstaunt. Man sollte gerecht genug sein, die verschiedenen Naturen dieser bedeutenden Frau sich einander gegenüber zu denken. Um so mehr, wenn man sich vorstellt, was es auf Bettina von Arnim für einen Eindruck gemacht haben muß, wenn die Vermittlerin ihr die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit den Worten ankündigte: „Sie müssen sie sehen, unsere Gräfin, das süße Wesen, mit den kleinen Füßchen und den herrlichen Händen.“

Wenn der Aristokratismus bei Bettina von Arnim auch dann und wann einmal zum Vorschein kommt, — was sich neulich wieder in der Angelegenheit ihres Sohnes zeigte, der einen Prozeß gegen ein königliches Kassenamt einleitete, weil dasselbe ihm seinen Gehalt unter der Adresse: Herrn von Arnim und nicht Herrn Baron von Arnim zugesendet hatte — so geschieht ihr dies doch nur wie jener Rabe, die in eine Prinzessin verwandelt, es nicht unterlassen konnte, den Mäuschen nachzuspringen, die sich zufällig in ihre Nähe wagten. Der Aristokratismus ist bei Bettina von Arnim nur eine angeerbte Gewohnheit, bei der Gräfin Ida Hahn-Hahn ist er bewußtes Prinzip, auf welchem ihre ganze Natur basirt ist. Bei ihr ist der Adel nicht nur Stand, sondern auch Race. Von dem Adel als Race aber hat Bettina von Arnim keinen Begriff und deswegen müssen ihr natürlich jene aristokratischen Werthlegungen auf kleine Füße und schöne Hände lächerlich vorkommen. So angenehm es sein mag, solche Schönheiten zu besitzen, so komisch ist es auch, diese Schönheiten gleichsam nur als Privilegium des Adels anerkennen zu wollen. Die Bertinerrinnen, die meist große und flache Füße haben, besitzen nicht selten die schönsten und elegantesten Hände, ohne von Adel zu sein; Stirn und Hände sind bei ihnen fast durchgehend von den edelsten und überraschendsten Formen.

Was die berlinische Gesellschaft im Ganzen betrifft, so ist sie das Geringsste, auf welches stolz zu sein Berlin das Recht hat. In Berlin existirt eigentlich noch keine Gesellschaft, sie fängt erst an sich zu

bilden. Die Wirthe besitzen hier noch zu wenig jene Kunst, die schon Ludwig Börne für die seltenste und schwerste erkannte und welche darin besteht, daß liebenswürdige Leute in ihrem Hause auch ihre Gäste liebenswürdig zu machen wissen. Die Hauptschwierigkeit hier liegt, wie mir eine geistreiche Dame erklärt hat, in der Nengstlichkeit, mit welcher der Herr oder die Frau des Hauses in Deutschland gezwungen sind, auf Küche und Keller zu sehen. Die Dehors dieser beiden sind lästiger als die des Salons. In Frankreich wird wenig Werth darauf gelegt, in Deutschland umgekehrt, weil die Deutschen nur liebenswürdig sind, wenn sie gut gegessen haben. Sie sind wie Ludwig Tieck's Kaiser Abraham Tonelli der Meinung, daß man gute Laune und Witz für die Tischzeit aufheben müsse, weil beides außerdem weggeworfen sei. Ist bei Tisch nun irgend etwas verfehlt, schloß meine gracieuse Docentin, so ist Alles verloren, denn die aufgesparte gute Laune und der gesammelte Witz sterben am Mißbehagen des Magens hin. — Und es ist in der That erstaunenswerth, wie wenig angenehm man sich in Berlin in den Zirkeln zu bewegen weiß. Leute, die man als liebenswürdig unter vier Augen kennt, sieht man nicht selten linkisch und einsilbig in der Gesellschaft. Freilich ist der Deutsche auch nur liebenswürdig, wenn er herzlich werden kann.

Zu den Ausnahmen in gesellschaftlicher Beziehung gehört das Haus des englischen Gesandten, des Grafen Westmorland. Abgesehen von den interessantesten Konzerten, die er zu veranstalten weiß, hat er neulich auch einen Kinderball gegeben, auf welchem die kleinen Gäste in historischen und theatralischen Kostümen erscheinen mußten. Man sah dort unter andern einen kleinen Falstaff, eine kleine Maria Stuart, einen kleinen Alexander den Großen.

Die Gesellschaft der Aristokratie der Geistreichen verlor durch den Tod Heinrich Steffens eines ihrer Häupter und den Mann, der sie mit der oben gegebenen Bezeichnung creirt hat. In ihr ist er bis zum letzten Augenblick bedeutsam gewesen, weniger war er es für die Wissenschaft, der er nur zu Anfang seines Auftretens neue und wichtige Elemente zuzuführen verstanden hatte. Selten aber wird einem Menschen vom Schicksal verstattet, sich in dem Maße auszuleben, als es ihm vergönnt gewesen ist. Während ist es, daß er selbst dies empfunden und kurz vor seinem Tode, nachdem er den letzten Band seines Werkes „Was ich erlebte“ vollendet, die Aeußerung that: ich weiß eigentlich nun nicht mehr, was ich auf Erden soll, da ich mit meinem Leben so ganz vollständig fertig geworden bin. — Seine hinterlassene Frau und Tochter, hör' ich, werden sich der Häuslichkeit Ludwig Tieck's anschließen und mit diesem jetzt eine Familie ausmachen.

Der Blaubart Ludwig Tieck's, der zu Anfang dieses Monats auf der königlichen Bühne zur Aufführung gekommen ist, hat nur in seinen beiden letzten Akten, und dies auch nur des vortrefflichen Spie-

les der Charlotte von Hagn als Agnes wegen, Beifall gefunden. Nicht uninteressant war es zu sehen, wie Tieck, um seinem Stücke Geltung zu verschaffen, es über sich vermocht hatte, die Travestie auf die Tragödie aufzugeben und in der Hauptrolle der Agnes dieselbe zu einer wirklichen Tragödie umgestalten zu lassen. — Ein anderes Stück „Die Waise von Lucca“ von Wiener, hat hauptsächlich des guten Spieles der Clara Stich in der Titelrolle wegen Beifall und Anerkennung gefunden. Es ist nicht ohne eine gewisse theatrale Geschicklichkeit gearbeitet. Für ein erstes dichterisches Erzeugniß ist es mir im Ganzen zu altklug; ich habe kein Zutrauen zu einer Poesie, die nicht ihre Flegeljahre aufzuweisen hat. Am meisten mißtrauisch bin ich dagegen geworden, seit ich gehört, daß Ludwig Tieck für dieses Stück Interesse gezeigt. Es ist bekannt, daß er ein solches bisher nur Mittelmäßigkeiten zuzuwenden vermocht hat.

Es ist merkwürdig, wie stets das Schicksal dafür Sorge trägt, selbst die abgesperresten Menschen die Meinung ihrer Zeit vernehmen zu lassen. Auch Ludwig Tieck muß das erfahren, denn mitten durch die chinesische Mauer der Verehrung, mit welcher das Glück ihn zu umgeben gewußt hat, dringt dann und wann der schneidende Luftzug der heutigen Kritik, und zwar in Gestalt von Briefen seiner Tochter, die in Schlesien verheirathet, nicht unterlassen kann, dann und wann ihrem Vater mitzutheilen, was über ihn gesagt und geschrieben wird.

Nichts ist zudringlicher als die Kritik. Ich weiß nicht, von welchem großen Gelehrten man mir einmal erzählt hat, daß er, nachdem er sein ganzes Leben hindurch vermieden, eine Zeitschrift in die Hand zu nehmen, aus Angst, einer mißliebigen Recension seiner Schriften zu begegnen, kurz vor seinem Tode, als er den Kragen von einem Rocke schnitt, den er zehn Jahre lang getragen, eine solche in das Futter desselben eingenäht gefunden hat. Gott, mein Gott, soll der Gelehrte damals gerufen haben, bin ich nur darum allen kritischen Anfeindungen ausgewichen, um sie zehn Jahre meines Lebens auf dem Buckel herumzutragen! Auf dem Buckel tragen aber die Meisten ihre Kritik und zwar am öftersten die, die ihr geflissentlich auszuweichen bemüht sind. Es gibt deswegen nicht leicht etwas Komischeres, als wenn man gewisse Leute sich damit brüsten hört, daß sie es verschmähen, sich um die Kritik zu bekümmern. Am Lächerlichsten wird dieses Schmähen dadurch, daß es sich nicht selten auf die ganze journalistische Richtung ausdehnt. Ich kenne zum Beispiel einen Herrn vom Hofe, der nie beredter ist, als wenn er auf die junge Presse schimpfen kann, der sich aber die Sohlen abläuft, wenn er von einem Blatte gehört, daß seine neuesten Reisekizzen besprochen hat.

Die junge Presse ist aber die würdigste, die Deutschland bisher besessen hat. Erfreulich ist die Anerkennung, die ihr durch die zahlreichen Unterschriften der Petition um Pressfreiheit an die hiesige Stände-

versammlung geworden ist. Erbärmlich aber erscheint die Art und Weise, wie mehrere bedeutende Männer, die gern für liberal gelten, sich der Unterschrift zu entziehen gewußt haben. Nur eine schlecht angewendete Discretion ist es, die mich veranlaßt, ihre Namen zu verschweigen, die zum Theil freilich in dem Heine'schen „Wintermärchen“ ihre eigenste Würdigung schon gefunden haben. Sie sind die eigentlichen Jesuiten des Liberalismus, denn sie benutzen den letzteren ebenso wie die Jesuiten den Namen Jesu.

Gegen die Jesuiten erhebt in Berlin eine eigene für sich abgeschlossene Literatur. Zu den neuesten Werken dieser Gattung gehört das in der Wosff'schen Buchhandlung erschienene Buch von Nutzenberg: „Die Jesuiten des neunzehnten Jahrhunderts,“ welches klar, faßlich und würdig gehalten ist.

Zum Schluß will ich nicht unterlassen, meine Mittheilung über die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen von Paul Nethermann zu widerrufen. Der Letztere hat mir auf Ehre versichert, daß man ein falsches Gerücht ausgesprengt habe, um ihn zu verleumdern und ihm zu schaden. Die Orthographie wird, wie er mir sagte, streng nach dem Dictionär der französischen Akademie gehandhabt und gibt keine Veranlassung zu einem Umdruck der bisher gesetzten Bogen.

Feodor Wehl.

IV.

Aus Dresden.

Struensee und das Hervorrufen der Dichter im Theater. — Julius Cäsar und das moderne Rom. — Die Deutschkatholischen. — Anekdoten. — Verhältnisse der neuen Gemeinde. —

Ihre Bemerkung, daß die Aufführung des Struensee am 9. Februar mit dem glänzendsten Erfolg vorübergegangen sei, kann ich nur bestätigen; der anwesende Dichter selbst ward nach dem vierten und fünften Akte mit großer Beharrlichkeit gerufen, erschien jedoch nicht, sondern dankte zuletzt durch unsern Oberregisseur. Die Dresdener haben darüber die Nasen gerümpft: ich meinestheils kann es nur billigen. Der Dichter einer historischen Tragödie ist für seine Person stets im entschiedenen Nachtheil gegen sein Stück. Helden im Costüm ließ er über die Bühne schreiten und tritt darauf selbst modern in den leeren Rahmen. Das stört den durch das Vorangegangene erzeugten Eindruck, der Dichter in Person wird stets als die personificirte Negation der Illusion erscheinen, welche seine Dichtung lebendig machte. Zeigt er sich nun etwa vollends im Rock, da heißt es von der einen Seite: Na, der hätte wohl auch Anstands halber einen Frack anziehen können. Oder ist dies geschehen, tritt der Mann mit dem spit geschooßten Conventzkleide heraus, da ruft die andere Seite: Aha! er hat darauf gerechnet, sich vorbereitet! Eitelkeit, Selbstvertrauen u. s. w.

Das Stück fand, wie gesagt, ungeheuren Anklang, und zwar nicht nur zu ebener Erde, sondern auch im ersten Stock, d. h. bei Hofe; namentlich soll sich die Königin besonders beifällig darüber ausgesprochen haben. Da sind denn allerdings die Bedenklichkeiten schlagend widerlegt, hinter welche sich die Direction gegen das Stück verschanzte hatte. Dieses Stück hat mannichfache Vorzüge, aber meistens solche, die nicht eben geeignet sind, es populär werden zu lassen. Sein special-historischer Stoff ist der größeren Menge zu wenig bekannt, und die Bezüglichkeiten auf deutschen Volkscharakter, welche namentlich in der Zeichnung des Helden selbst sowohl, als seines Nebenbuhlers des Grafen Ranzau liegen, sind zu wenig auf den Effect für die Masse berechnet. Der Zuschauer wird sich geneigter fühlen, das Schwankende in diesen Charakteren als einen Mangel der dichtertischen Zeichnung hinzunehmen, als in ihnen ein Spiegelbild des Nationalcharakters zu erblicken. Das letztere läßt ja schon die liebe Eitelkeit nicht zu.

Unsere Theaterdirection vergißt über dem Modernen nicht das Classische; sie führt uns in diesen Tagen: „Julius Cäsar“ vor. Julius Cäsar — seltsames Spiel der Bühne mit der Zeit. Während diese an dem Sturze eines Gewaltigen in Rom mächtig arbeitet, wäzrend sich Hand der Hand reicht zum Bündniß gegen die hierarchische Oberherrschaft des Bischofs von Rom, zeigt man uns hier auf der Bühne, wie vor neunzehnhundert Jahren auf dem Capitol ein Mann fiel, der sich die Freiheit eines Volkes zu seinem schönsten Opfer angesehen hatte. Muß es da nicht einen ungeheuer ironischen Eindruck machen, wenn Cäsar dem Antonius zuruft: Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen, der Cassius dort hat einen hohlen Blick: er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich. Freilich wohl mögen den Machthabern in der Hierarchie solche Männer nicht bequem sein, die viel lesen, große Prüfer sind, und das Thun der Menschen durchschauen. — Aber so hart bedrängt durch den deutsch-katholischen Separatismus der Papst auch sein mag, noch ist er nicht so weit, daß er rufen müßte: Auch Du, mein Sohn Brutus! Jene Regungen selbstbewußter Glaubensfreiheit stehen bis jetzt in Norddeutschland noch zu vereinzelt da, als daß sie durch das Impofante eines äußerlich geschlossenen Ganzen drohend nach Süden wirken könnten. So lange die einzelnen, sich constituirenden Gemeinden noch für ihre eigene Existenz im Staate zu kämpfen haben, so lange sie hier noch nicht auf festem, unerschütterlichem Fuße stehen, so lange kann auch an eine entschiedene Niederlage des römisch-katholischen Elements nicht gedacht werden.

In unserer Residenz hat sich nunmehr auch eine deutsch-katholische Gemeinde constituirt. Darüber lassen sich an eine Anekdote, die herumgetragen wird, weitere Betrachtungen knüpfen. Ein hiesiger Handwerker, Katholik, kommt zu einem Gönnner mit der Bitte um

guten Rath, ob er wohl mit zu den „Schneidemüllern“ gehen solle. Jener meint, dies sei eine Sache, über die er mit seinem Gewissen ernst zu Rathe gehen müsse. Der rathbedürftige Convertit ist jedoch mit dem innern Theile der Frage fertig, nur über den äußern ist er noch nicht auf's Reine. Es macht ihm Bedenken, daß die Sache vielleicht viel kosten und er möglicherweise gar darüber die Hofkundschaft einbüßen werde. Und als nun der Gönner diese Bedenken allerdings nicht unbegründet findet, da spricht der andre schnell entschlossen: Nein, da will ich's doch vor der Hand lieber bleiben lassen. — Die Zahl der hiesigen katholischen Glaubensgenossen ist verhältnißmäßig klein; ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben steht in näherer und fernerer Beziehung zum Hofe. Erwägt nun ein solchergestalt abhängiger Mann, wie sein Beitritt zur Separatistengemeinde seine bürgerliche Existenz gefährden könne, wie er außer den Parochiallasten der bestehenden Kirche, deren Vergünstigungen er nicht weiter beanspruchen kann, auch die gewiß bedeutenderen der neuen Gemeinde mit zu übertragen hat, sieht er um sich ein Häuflein Kinder, für deren Ernährung und Erziehung ihn seine Vaterpflichten verhaften, dann läßt sich nicht verkennen, daß für ihn ein Zwang vorliegt, wenigstens den Lauf der Dinge abzuwarten. So sind denn auch bis jetzt der neuen Gemeinde nur etwa hundert und etliche vierzig Mitglieder beigetreten, meist aus dem bürgerlichen Gewerbestande; keine literarische, keine künstlerische Notabilität, doch einzelne wohlhabende Männer. Einer, ein Rittergutsbesitzer, hat für die Besoldung eines Geistlichen sofort die Zinsen eines Capitals von fünftausend Thaler angewiesen. Auch wird dem Vernehmen nach der Stadtrath der Gemeinde eine der unbenutzten evangelischen Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauche bis auf Weiteres überlassen. Ein sehr wichtiger Punkt ist noch die Herstellung der Schule, und hier wird die Kostenfrage sofort bedenklich hervorpringen. Doch bei dem redlichen ruhigen Eifer, mit welchem hier das Werk angefangen worden ist, läßt sich erwarten, daß man den kleinen Keim zu einer kräftig gedeihenden Pflanze heranziehen werde. Mit allgemeinem Beifalle ist es aufgenommen worden, daß der interimistische Vorstand, Prof. Wigard, den sofortigen Beitritt eines Protestanten abgelehnt und diesen auf die über die Glaubensconversion bestehenden, gesetzlichen Vorschriften verwiesen hat. Daneben aber macht es einen betrübenden niederschlagenden Eindruck, daß der neukatholischen Gemeinde untersagt worden ist, ihre constituirenden Versammlungen, wie bis jetzt im Locale der Stadtverordneten geschehen, öffentlich zu halten.

*

VI.

N o t i z e n.

„Rococo oder die alten Herrn“ auf der Leipziger Bühne. — Marlinski. — Prus gefangen! — Minkwitz und die verhängnißvolle Gabel. — Brieflich aus Prag. — Germanien's Völkerstimmen von Firmench. — Hermann Kothe. —

— Am 7. März ging hier Laube's „Rococo“ zum ersten Mal über die Bühne und bewährte sich als eine tüchtige Komödie, die höchst fesselnd und anregend, wenn auch nicht immer erheiternd wirkt; die ersten beiden Acte ließen vor lauter Spannung zu keinem freien Genuß kommen, die letzten drei dagegen waren so blendend durch komische und ernstere Effecte, daß ein allgemeiner, zuweilen stürmischer Beifall sie bis an's Ende begleitete. Ist freilich weiß man nicht: will der Autor durch dies kunstvolle Gewebe von Intriguen dich mit dem lebenswürdigen leichten Lebensmuth des alten Frankreich erfüllen? dann ist die Intrigue zu gehäuft, zu ernsthaft, zu derb; Intriguen, die um Infamie oder Ehre, um Ruin oder Rettung gespielt werden, hören auf komisch zu sein. Soll dieser Abgrund von Schlechtigkeit uns ein Bild jenes ancien régime geben, über welches die blutige Sündfluth von a. 93 kommen mußte? Letztere Annahme ist wohl die richtige, wie sich im 5. Acte zeigt; aber erst im 5. Acte, die Wendung, welche hier der Geist des Stückes nimmt, fanden wir zu wenig vorbereitet. Abgesehen von diesen etwas unvermittelten grellen Farben des Stückes, ist Rococo sowohl durch Situationen wie durch Charaktere ungemein wirksam; viele große und kleine Scenen sind meisterhaft gearbeitet; die Figuren; sind voll Leben und beziehungsreichem Ausdruck. Die Pompadour und das naive Kind Melanie, der scheinheilige Abbé und der simple Baron Gerard, halb Cavalier, halb Industrieller, der Parlamentsrath endlich, seiner nichts sagenden hohlen Ehrbarkeit, ein Repräsentant der künftigen Philisteraristokratie, geben ein trefflich abgerundetes Zeitgemälde. Ueber Alle ragt jedoch der Marquis von Briffac hervor, ein echter Edelmann vom altfranzösischen Schlag, durch den man am meisten vom Humor des Rococo wegbekommt. Herzliche Komik entwickelt Tulpe; dafür schienen uns Victor, der natürliche, und Prosper, der eheliche Sohn des Parlamentsraths, gar zu unbedeutend. Ueberhaupt ist die Licht- und Gegenseite zu den frivolen „alten Herrn“ etwas schwach vertreten. — Die Darstellung war eine der besten, welche die neue Leipziger Bühne bis jetzt zu Stande brachte. Marr als Marquis und Meirner als Abbé zeichneten sich durch Auffassung und Durchführung ihrer Rollen besonders aus; Feln. Baumeister als Melanie, Frau Dessoir als Pompadour, Ballmann als Baron Gerard, Berthold als Tulpe, Stürmer als Parlamentsrath u. s. w. bildeten ein treffliches Ensemble, um welches Marr als Regisseur noch ein Extraverdienst hat. Wäre die Leipziger Bühne in der Tragödie so gut beschlagen, wie sie sich

in der Komödie zeigt, so könnte man sie bald zu den Theatern ersten Ranges zählen.

— Der dritte Band von Marlinski's Skizzen aus dem Kaukasus (deutsch von Ph. Löbenstein, Leipzig, bei Thomas) — die ersten 2 Bände erwähnten wir bereits — bringt vier Piecen. Die erste schildert eine halbsbrecherische Fahrt zu dem Stamm der Koissubulinen, nach der Erzählung eines russischen Offiziers, der in Gefangenschaft gerathen und nach vielen Drangsalen glücklich entkommen war. Die Koissubulinen gelten selbst den übrigen Kaukasusvölkern für auffallende Naturmenschen, sie wissen Nichts von Krieg, Nichts von Religion, aber kennen doch das Eigenthum und ehren das Gastrecht; ihre Frauen tragen keinen Schleier, was im Orient von besonderer Bedeutung ist und mehr als buchstäblichen Sinn hat. Es ist nicht zu übersehen, daß Marlinski, gleich Puschkin, durch alle poetische und tiefe Naturschwärmerei immer den gesättigten, raffinirten und — wenn man will — frivolten Cavalier durchblicken läßt. Eine andere Seite des poetischen Weltmanns, — die skeptisch melancholische — zeigt Marlinski im zweiten Bilde: „Er wurde erschlagen;“ das ist lyrische Tagebuchpoesie, aber mitten drin frappirt uns eine Petersburger Salonszene; die Aristokratie medisirt nämlich über einen armen Teufel von Poeten; offenbar nach dem Leben copirt. Welcher Aufwand und welche Mischung von glänzender Bosheit und gemeinem Wig steckt in der kleinen Scene! Wenn man den Grad der Civilisation nach dem Luxus ihrer Giftblüthen bestimmen will, so ragt St. Petersburg hoch über alle Babels europäischer Civilisation empor. Der „Abschied vom kaspischen Meere“ ist ein Schwanengesang des Dichters, der bald, nachdem er seine Caspia so besungen, im Kampf mit den Tscherkessen erschossen wurde. „Ein Abend in den kaukasischen Wäldern“ endlich erzählt in sehr pikanter Weise einige Schreck- und Geistergeschichten. Die russischen Geister sind eben nicht sehrmondscheinig oder metaphysisch, dafür um so wirksamer.

— Prug wollte Preußen den Gefallen thun und auf einige Zeit nach Belgien gehen; dies war die bequemste Gelegenheit, um die ganze wunderliche Untersuchungs-geschichte bei Zeiten wieder einschlafen zu lassen. Die Berichtiger konnten dann schreiben: „Prug wolle mit Gewalt den Verfolgten spielen, sein Prozeß sei bereits niedergeschlagen gewesen, und es hindere ihn Nichts, zurückzukehren u. s. w.“ Eben so wollten ja gewisse Correspondenten die „Fahndung“ auf Freiligrath, nachdem man ihn nicht kriegen konnte, für eine Fabel erklären und den Entflohenen — vielleicht durch second sight — in Elberfeld gesehen haben. Wir begreifen die Prug'sche Zuverlässigkeit nicht; noch weniger aber die komische Taktlosigkeit, mit der man

sich auf die fliehende Beute stürzte. Der „Majestätsbeleidiger“ war noch nicht in Nachen, als seine Ankunft schon per Telegraphen signalisirt und die ganze Polizei auf den Beinen war. Prug aber ist nun erst recht Märtyrer geworden, und in Berlin wird man genöthigt sein, zur Erbauung von Nord- und Süddeutschland, das unglückselige Flötenspieler zu Ende zu spielen, welches nie hätte beginnen sollen. Denn was schaut bei dem Prozeß heraus? Nur Prug kann dabei gewinnen, ob er zu ein Paar Monaten Festung verurtheilt oder ob er freigesprochen wird.

— Aus Berlin schreibt man uns: Der bekannte Philolog Johannes Minkwitz, der die von Freiligrath aufgegebene Pension erhalten hat, soll bemüht sein, Platen's „verhängnißvolle Gabel“ hier auf die Bühne zu bringen. Man glaubt, daß seine Bestrebungen nicht erfolglos bleiben werden.

— (Brieflich aus Prag.) Aus Hartmann's „Kelch und Schwert“ kursiren hier viele einzelne Lieder in czechischer Uebersetzung, natürlich als Manuscript. Gegen das Original dagegen ist die polizeiliche Strenge größer, als sie je gegen ein im Auslande gedrucktes Werk war. Mehrere Buchhändler sind sogar, weil sie das Buch mit dem hussitischen Titel verkauften, in Kriminalprozesse verwickelt.

— „Germaniens Völkerstimmen“ von J. M. Firmenich (Berlin, bei Schlesinger) sind mehr als eine gewöhnliche Compilation; in sprachlicher Hinsicht ist diese Sammlung sinniger Proben aus den zahllosen deutschen Mundarten gewiß von Werth; wie Viel von ursprünglichen Lauten aus den Dialekten noch für das Hochdeutsche zu gewinnen ist, läßt sich kaum übersehen. Die „Völkerstimmen“ sind aber auch durch die sorgfältige Zusammenstellung von Sagen, Sprüchwörtern und Liedern das sprechendste, bis in's Kleinste detaillirte Bild der Sitten und Bräuche des deutschen Volkes. Die 5. Lieferung, die uns eben vorliegt, beschäftigt sich mit den niederdeutschen Mundarten aus und um Westphalen.

— Reventlow, der Mnemotechniker, hat überall in Deutschland Proselyten gemacht; in Leipzig ist einer seiner eifrigsten Jünger der Schriftsteller Hermann Kothe, der zweimal öffentlich interessante Proben in dieser Geistesturnerei abgelegt und die Reventlowsche Methode mit Leichtigkeit Andern beigebracht hat. Gewisse Dinge aber vergessen die Deutschen doch stets, und wenn sie alle zu leibhaftigen Reventlows werden.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.